**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 27 (1923-1924)

Heft: 6

**Artikel:** Beled-es-Sudan, das Land der Schwarzen [Schluss]

Autor: Bode, A.W.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-666192

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

tigkeiten und Unterschätzung des Begriffsvermögens des Kindes zu früh den Schleier zu lüften, der vor der jungen Menschenseele die späterhin ja an jeden Menschen heranschleichenden Häklichkeiten des Lebens noch gnädig verhüllt, und den jungen Menschen= kindern, die ein Anrecht an eine möglichst sonnendurch= leuchtete, schattenlose Jugend haben, diese durch die Folgen leichtfertigen Irrtums zu verdüstern. Das Kind leidet darunter, wenn es auch nichts davon verlauten läßt, es trägt es mit sich herum, grübelt nach und wird außerdem ungünstig

beeinflußt in seiner Charakterbildung.

Aber schon aus Sitelkeit sollten wir doch unseren Kindern diesen von uns ja nicht gewollten und doch so oft gewährten, aber leicht vermeids baren Sinblick in unsere innersten Angelegensheiten nicht gestatten. Denn es bleibe dahingesstellt, ob die Erkenntnis, die im stillen das scharf beobachtende Kind über seine Stern und Erziesher davonträgt, gerade immer schmeichelhafter Art ist. Es ist kein Wunder, wenn die Autos



Das Waschen der Wäsche mit den Füßen (Eigentümlichkeit vom Onsernonetal).

rität der Eltern in manchen Familien viel zu wünschen übrig läßt; und sie ahnen es nicht mal, daß sie selbst die Schuld daran haben. Und dabei ist es doch keine so große Mühe, die Borsicht zu gebrauchen, das Kind so lange hisnauszuschicken, sobald etwas gesprochen wird, was für Kinderohren nicht geeignet ist.

# Beled=es=Sudan, das Land der Schwarzen.

Von A. W. Bode. (Schluß.)

IV. Ein Negerfönigreich am weißen Nil.

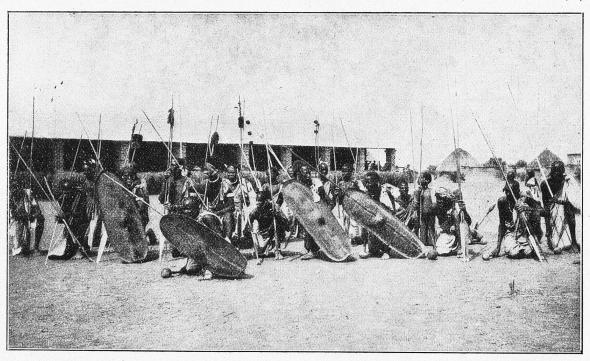
Südlich von Khartum dehnt sich die unend= liche Steppe, von welcher der Araber sagt: In ihr vergißt man alles. Sie reicht nach Süben Hunderte von Kilometern weit, bis an den Saum des Urwaldes, der hier als Gürtel die Regenzone abschließt. Südlich des Gürtels liegt das Königreich der Schillukneger, der einzige Staat mit organisiertem Dynastiesystem unter allen Negerstämmen des englischen Sudans. Heimat der Schilluk ist ein nur mehrere Kilo= meter breiter Landstreifen, der sich zwischen den sumpfigen Ufern des Nils und dem im Hinter= land zum Fluß parallel laufenden Wald fast 360 km lang nach Süden dehnt. Das Land ist fast eben, nur eine einfache Rette niederer Sügel steigt empor. Auf diesen niederen Rücken liegt Dorf an Dorf, ungefähr 3-5 km bom

Fluß. Rund um die Dörfer liegen die Felder. Ihr Boden ist sehr fruchtbar und hat dunkle, fast schwarze Färbung. Gras und Buschwerk bilden die Begetation der nicht bebauten Flä= chen. Während der Regenzeit schießt das Gras über Mannshöhe auf, wird aber in der trocke= nen Periode niedergebrannt. Die Brände ver= ursachen großen Schaden, denn die Schilluk las= jen wahllos alles verkohlen. Gras, Büsche, Bäume. Wälder in unserem Sinne existieren nicht. Die Bäume, besonders vertreten ist die Akazie in verschiedenen Abarten, stehen einzeln, höchstens in Gruppen. Wie eine Idylle wirken die Gruppen der Delebpalmen. Am und im Fluß zeigt sich die üppigste Begetation. Da gibt es Lotus, Papyrus, riefige Schilfpflanzen, welche ganze schwimmende Inseln bilden. Sie sind das Versteck der Wasservögel. Storch, Reiber, Pelikan, Ente und Gans hausen in den

Dickichten. Am Lande findet man den Abler, den Kranich, die Wachtel, die Schwalbe und die Krähe. Und der gefräßige Sperling drängt sichüberall auf. Im Fluß findet der Fischer ein wahres Dorado, in den Sümpfen hausen Krokodile
in Herden. Und das Land ist kreuz und quer
mit Spuren von Nilpferden bedeckt. Im Hinterland lauert der Löwe und der Leopard, ziehen mit flüchtigen Füßen Gazelle, Antilope
und Buschdock. Und Meister Keineke verträgt
sich mit der Hnäne und dem Schakal. Im hohen

rung rund 1 Million betragen haben. Die Sflavenjagden, dann die Mahdisten wirkten bezimierend, umso mehr, als die Schilluk nicht von ihrer Art ließen und fremdes Wesen versachteten. Sie sind in jeder Beziehung konservativ und gleichen durchaus nicht den Negern anderer sudanesischer Länder.

Der Schilluk ist mager und hochgewachsen. Im Durchschnitt 1,85 m groß, hat er besonders lange Beine. Wie der Storch kann er stundenlang auf einem Bein stehen und nimmt sich mit



Ariegsspiel in einem Missionsdorf.

Gras verbirgt sich die schreckliche Puffotter, deren Biß alljährlich viele Menschen und Tiere tötet.

Das Schillukland hat Regen= und Trocken= zeit und eine Überschwemmungsperiode. Bon Januar bis April herrscht trockene Wärme, April ist der heißeste Monat. Dann folgt die Regenzeit bis September und von Oktober bis Dezember steht das Land überschwemmt. Infolge von Millionen Mosquitos sind Fieber, Malaria und das tückische Schwarzwassersieder heimisch und bedrohen in der feuchten Saison den Europäer.

Man zählt im Schillukland fast 1500 Dörfer und viele Einzelgehöfte, wenn man die Negerhütten so nennen darf. Die Volksdichtigkeit ist groß, denn in dem ganz schmalen langgestreckten Uferstreifen hausen über 60,000 Menschen. In früheren Zeiten soll die Bevölkes

seiner braunschwarzen Hautfarbe wie eine bemalte Statue aus. Das Gesicht ist häßlich, be= sonders abstoßend wirken die breitgedrückte Nase und die wulstigen aufgeworfenen Lippen. Der Schilluk ist bartlos. Sorgfältig entfernt er auch am Körper jedes Haar, denn nach seiner Meinung sind haarige Menschen wie die Affen. Die Frauen scheeren sogar das Kopfhaar, ganz selten findet man Frauen mit kurz geschnitte= nem Haar. Die Männer hingegen legen auf prächtigen Kopfschmuck hohen Wert. Da wird das filzige Haar zuerst mit Nilschlamm oder Ruhmist, manchmal auch mit Öl und Gummi "behandelt", dann mit Stäbchen hochfrisiert, so daß es mit der Zeit den Kopf umrahmt und sich ausnimmt, wie die Helmraupe der alten bayrischen Reiter. Dies ist der schönste Schmuck des Mannes. Da infolge der gebrauchten Ingre= dienzien die Frisur äußerst "dauerhaft" ist und

um alles in der Welt nicht zerstört werben darf, kann der Schilluk den Kopf während des Schlafens nicht auflegen. Nur der Hals ruht auf einem kleinen hölzernen Dreifuß. Großer Beliebtheit erfreut sich auch das "gebleichte" Haar. Sine "Pomade" von Kuhmist und Kalk oder Asche, mit Kuhurin angemacht, dient dem Bleichprozeß. Gebleichtes Haar wird offen getragen, die einzelnen Borsten stehen nach allen Richtungen.

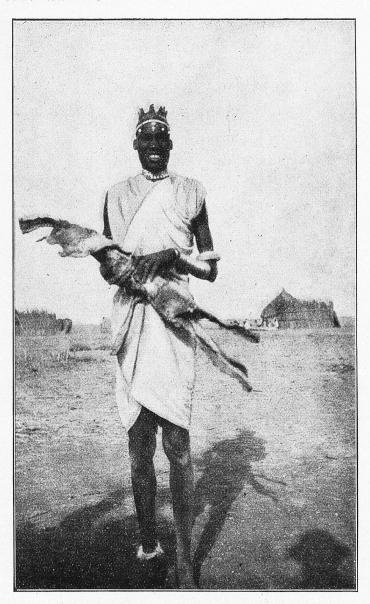
Schlank sein ist das erste Erfordernis vom guten Ton, dicksein ist lächerlich. Der Gestalt nach imponiert der Schilluk, obwohl er beim ersten Anblick abstoßend wirkt. Dies kommt von der ekligen Sitte, den Körper einzuschmieren. Zuerst reibt man Butter oder Öl ein, dann legt man auf Beine und Bauch eine Schicht Asche, auf den Oberkörper weiße Kreide oder rote Erde. Das Gesicht ist mit einer Strichzeichnung weißer Kreide geziert.

Die Mobe erfordert das Ausziehen der unteren Schneidezähne. Der Schilluf hat blendend weiße Zähne, welche er sorgsam reinhält. Ein schmales Stück Grünholz wird an einem Ende so lange zerbissen, dis es fein wie ein Haarbesen ist. Solcherart ist die gebräuchliche Zahnbürste.

Wie aus der Bemalungsmethode hervorgeht, trägt der Schilluk gewöhnlich keine Kleidung. Auch die Mädchen gehen bis zur Hochzeit nackt. Zwar gibt es 2 Missionsstationen im Lande, wo die

Missionare auf Bekleidung drängen, doch der priesterliche Einfluß reicht nicht über die Station hinaus.

Alle verheirateten Frauen gehen bekleidet. Sie tragen Tierhäute, in letzter Zeit häufig den von Khartum kommenden billigen Stoff. Als Feiertags= und Festkleid tragen die Damen prachtvolle Felle, unter diesen einen einfachen Bauchschurz. Großen Wert legt die Schilluksfrau auf Schmuck. Sie trägt in den Ohren blitzende Messingringe, reichlich schwere Sisens oder Messingringe als Armbänder. Breite Sisenringe liegen um die Fußknöchel, Perlenschnüre in grellen Farben sind um Hals, Hüfsten und Arme gewickelt, oftmals hängen ganze Perlenbüschel an der Stirne und vom Hals zur Brust. Amulette trägt jedermann. Vom

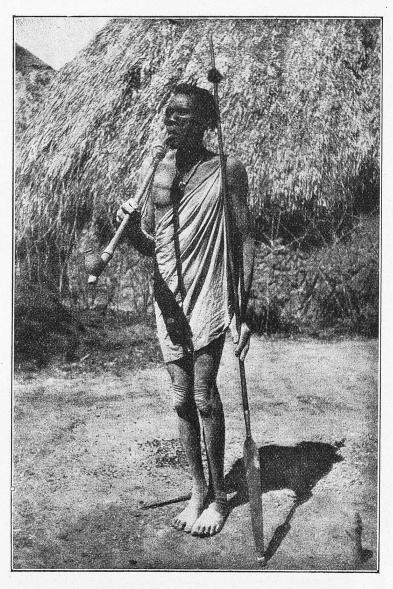


Gin Abkömmling der "obersten" Hundert.

Bauberer "geheiligte" Holzstückhen, Schlangenund Löwenzähne, präparierte Käfer und andere Dinge sind Allheilmittel.

Bei Tanzfestlichkeiten erscheinen Frauen und Männer in reichster Kleidung, bestehend aus Fellen, über und über mit Schmuck beladen. Die Männer tragen ihre Waffen: Lanze, Keule und Schild. Niemals fehlt der lange Spaziersstock.

Im Feiertagskleid sieht der äußere Mensch sehr stattlich aus. Wie ist es nun mit seinem inneren Wesen? Da beherrscht vor allem ein Gedanke den Schilluk: Nur er selbst ist gut, alles andere ist geringwertig, wenn nicht schlecht. Er ist gegen den Fremden stolz und mißtrauisch. Darüber wundere ich mich gar nicht, denn seit jeher haben die Schilluk mit den



Alter Schilluk mit Pfeife und Lanze.

Fremden böse Erfahrungen gemacht. Sonst ist er ein sonderbares und gar kein gutes Gemisch von Kind und Mann. Er lügt gern und oft, schwankt immer zwischen Scherz und Beleidigt= sein und hat einen unheimlichen verborgenen Trieb zu Rache, Neid und Haß. Dabei ist er ein ganz unverschämter Egoist, der alles haben will und nie genug bekommen kann. Jedes Geschenk bekrittelt er. Dies ist zu klein, jenes zu gering; hier möchte er etwas haben, dort sieht er Brauchbares. Und bekommt er nicht, was er haben will, so ist sofort der Neid ge= weckt. Ja, noch schlimmer, er fühlt sich tief be= leidigt, und wartet auf eine Gelegenheit, sich rächen zu können. Im Schillukland wird al= les, aber alles gerächt. Brüder sind deshalb mißtrauisch, Freunde belügen sich regelmäßig.

Es kommt vor, daß der Schilluk sein Vieh möglichst verborgen hält, aus Furcht, beneidet zu werden. Diese Angst hat nichts zu tun mit persönslichem Mut. Der Schilluk ist tapfer, hält prachtvolle Feuerdisziplin und gilt als der beste Soldat im Sudan und in Ägypten.

Er ist der beste Soldat, doch— der faulste Arbeiter und geht als solcher jeder Tätigkeit gern aus dem Weg. Drum liebt er die Trockenzeit, wo keine Feldbestellung ihn im Müßiggang stört. Leidenschaftlich ist er der Jagd ergeben. Fische fängt er mit Angel und Speer, auf Nilpserde geht er mit der Harpen, auf Löwen mit der Lanze.

So ist der Schilluk ein Gemisch von Stolz, Neid, Rachsucht, Faulheit und persönlicher Tapferkeit. Und so ist nicht etwa einer. Nein, so ist jeder, so ist das ganze Volk.

Dieses Volk wird beherrscht von einem König, dessen Urahne als Hero und Halbgott gilt und als solcher nach dem Volksglauben zwischen Gott und Volk vermittelt. Der Schilluk glaubt in allerdings sehr vagen Begriffen an einen Gott, an ein Wesen, welches "über allen" ist, doch wendet er sich in den Gebeten meistens an Nhkang, den Führer des Volkes auf der einstigen Wanderung, späteren Hero und ersten König und

Begründer der jetigen Dynastie. Die Schil= luk stammen nämlich aus dem mittleren Zentralafrika und sind erst im Mittelalter auf einer großen Wanderung an den weißen Nil gekommen. Da ihre Geschichte nur in mündlicher überlieferung besteht, ist die Zeit der Wanderung nur schwer nachzuweisen. Der Wanderführer war Nykang. Man begann nach seinem Tod, ihn als machtvollen Halbgott zu verehren und damit war nebst dem Glauben an Gott der Ahnenkult geschaffen. Man er= richtete in fast jedem Dorf Nykangtempel. Es sind dies einfache Hütten ohne jedwede Ein= richtung. Nur "sein Geist" ist anwesend. Nach diesem Muster errichtete man Anlagen, die den eigenen Ahnen geweiht wurden. Außer Iwok (Gott) und Nykang kennen die Schilluk gute

und bose Geister. Die Stam= meszauberer haben Macht, gute Geister zu rufen und bose Geister zu bannen. Der Zauberer betet zu Ry= kang, er schwört auf ihn. Er wählt ihn als Maske für alle Schlechtigkeiten, die er, der Zauberer, in seinem lan= gen Leben verübt. Feder Rauberer ist ein gewissenlo= ser Verbrecher, denn er mag noch so dumm sein, so ist er doch nicht genug borniert, um seinen Hokuspokus als gläubiger Überzeugter verrichten. Jedermann fürch= tet ihn, tropdem der Schil= lukherrscher die Persönlich= keit ist — oder besser gesagt:

war — auf welche der Ausdruck paßte: Der Staat bin Ich.

Dem König gehörte früher alles: Das Land, die Menschen, die Tiere. Was ihm gefiel, mußte ihm gebracht werden. Wenn er das Land bereiste, versteckten die Bäter ihre erwach= senen Töchter, denn er ließ alle Mädchen, die ihm gefielen, in seinen Harem bringen. spielte mit Menschenleben wie mit Sandkör= nern. Er war oberster Gerichtsherr und gab als solcher die Entscheidung in allen wichtigen Prozessen. Seine Gerechtigkeit war weit und breit "berühmt" und jeder Schilluk wußte, wieviele Ochsen er dem König bringen mußte, um im Prozeß Recht zu erhalten. Es war ein regelrechtes Überbieten und der Meistbietende gewann. Der König ließ sich nur von Laune und Willfür leiten, urteilte jedoch offiziell im= mer nach der Tradition. Er stützte sich auf die in der Überlieferung festgehaltenen Urteile früherer Könige und wußte in seiner Schlauheit ganz genau, wann es nicht ratsam war, dem Volkswillen entgegen zu handeln. Heute ist die absolutistische Gewalt gebrochen, denn in Rodok, unweit der königlichen Residenz, sitzt der Ver= treter der Sudan=Regierung, der dem König sehr auf die Finger sieht.

Die königliche Residenz unterscheidet sich in nichts von den Behausungen des Volkes. Da der Herrscher einen stattlichen Frauenkreis, viele Kinder und eine wahre Herde von Verwandten, Vertrauten und Anhängern um sich hat, ist die Residenz äußerst umfangreich. Auch



Haupttempel des Nykang.

besitzt der König als reichster Mann im Land die größte Viehherde. Die Ställe sind rund wie die menschlichen Behausungen.

Die fegelförmigen Schillufhütten sind sehr sauber gebaut. Das Baumaterial liefert der Schlamm, das Dach ist mit Stroh gedeckt. Als Eingang dient ein Loch, welches man nur gebückt, fast friechend passieren kann. Sine Art Matte, nachts vor das Loch geschoben, schützt gegen Mosquitos und friechendes Getier. Das Hausinnere, ein einziger Raum, ist sehr reinslich gehalten. Nicht jede Wohnhütte ist zugleich Küche. Oft stehen 2 Hätten nebeneinander, durch einen Hof getrennt, nach außen von einem von Hütte zu Hütte laufenden Zaun abgeschlofsen.

In der meift größeren Wohnhütte befinden sich zu Seiten des Eingangs die Schlafstellen, bestehend aus ausgebreiteten Kinderhäuten. Große Getreidekörbe, oft auch Kochgeschirre, stehen sein sauber dem Singang gegenüber an der Wand. Ein Ständer für Speere, Lanzen, Keulen und Schilde sowie eine Art Kleiderrechen vervollständigen die Einrichtung.

Heinen Kinder. Größere Kinder schlafen in der Küche. Halberwachsene Knaben bleiben im Stall, die Mädchen schlafen in vielen Dörfern schon vor der Reife zusammen in einer besons deren Hütte.

In der Küche befindet sich der Herd, aus harten Schlammklumpen bestehend. Da im Dach keine Öffnung den Abzug des Rauches gestattet, wird die "Zimmerdecke" mit der Zeit schwarz geräuchert. In der Hüttenmitte ist im Boden ein Loch eingelassen, darin das Getreide gestampst wird. Große Getreidekörbe und tägelich gebrauchte Geschirre vervollständigen die Rücheneinrichtung. Stuhl und Tisch kennt der Schilluk nicht. Gbenso wenig Zündhölzer. Das Feuer wird im Bedarssfall schnell geschaffen durch Reiben zweier trockener Hölzer. Getreidesstengel sind das beste Heizmaterial.

Das allgemeine Nahrungsmittel ist Durrha (ein Hirsetorn) und Mais. Daher überall die großen Getreidekörbe. Fleisch genießt der Schilsluk selten, denn Biehschlachtung ist verboten. Nur wenn ein Tier verendet oder die Fischsund Wildjagd gute Beute bringt, ist großer Fleischstag. Manchmal in rohem Zustand, doch meistens in Usche geröstet, wird da das Fleisch in unglaublichen Quantitäten verschlungen. Kräftige Suppe wird durch Mitkochen der möglichst wenig ausgewaschenen Gedärme erzeugt!

In jeder Rüche wird aus Getreide Bier gebraut, dem der Schilluk gerne, häusig und reichelich zuspricht. Stundenlang sitzen die Männer beim Bierkrug. Da sitzt man im Kreis, trinkt und raucht. Der Schilluk liebt sehr große Pfeisenköpfe. Der Tabak ist häusig mit — Kuhurin gebeizt, da er sonst zu schwach wäre. Im Kreis wird eine einzige Pfeise herumgereicht. Es gehört zur guten Sitte, daß jeder vor dem Weitergeben das nasse Mundskück mit den Finsgern schön trocknet.

Bei Trinkgelagen und beim Tanz zeigt der Schilluk unendlich größere Ausdauer denn bei der Arbeit. Glücklicherweise sind Boden und Klima derart, daß ohne viel Zutun alles gebeiht. Ende Mai oder Anfangs Juni wird gesät. Man wirft in getretene Löcher einige Samenkörner und drückt mit dem Fuß Erde darauf. Düngen und Pflügen sind unbekannt, eifriges Jäten des wildschießenden Unkrauts ist die einzige Ackerarbeit bis zur Ernte, welche Ende September beginnt.

So bescheert die Natur dem Schilluk, was er braucht. Durrha, Mais, Labak. Die Viehzucht wird ebenso nachlässig betrieben. Heuzmachen kennt man nicht, das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch tagsüber auf der Weide. Es gibt viel Vieh im Land, doch die Qualität ist infolge der menschlichen Nachlässigkeit ziemzlich schlecht. 3—4 Liter Milch von einer Kuhgilt als sehr gutes Ergebnis. Melken ist Aufzgabe der Männer. Die gewonnene Butter dient

hauptsächlich zum Einreiben der menschlichen Körper.

Nun noch einiges über das Familienleben. Eine kinderreiche Frau genießt großes Unsichen. Besonders, wenn die Mehrzahl der Kinder aus Mädchen besteht. Leicht verständlich, da die Mädchen dem Bräutigam nur gegen hohen Preis verkauft werden. Eine kinderlose Frau hat die Hölle auf Erden. Nach der Geburt wird der Neugeborene der Mutter erst dann gebracht, wenn die Frau eine Urt Beichte abgelegt hat. Der Säugling bleibt 2½—3 Jahre an der mütterlichen Brust. Beim ersten Kind zieht die Frau zu ihren Eltern und bleibt dort während der ganzen Nährperiode.

Vater= und Kindesliebe ist ziemlich unbefannt. Der Vater betrachtet seine Tochter als Verkaufsprodukt, den Sohn als Arbeitstier. Die Mutter zeigt das fühlende Herz. Leider weiß sie nichts den Erziehung, ist den Kindern gegenüber schwach, läßt ihnen frühzeitig den Willen und erntet meistens Undank.

Das Familienband ist nur lose und die heranwachsenden Söhne beeilen sich, einen Hausstand zu gründen. Hat ein junger Mann genügenden Besitz, so geht er auf Brautschau und bahnt mit dem Vater der Zukünftigen die Verhandlungen an. Nach übersendung eines Schafes beginnt der wahre Kuhhandel. Vater und Bewerber feilschen nach allen Regeln der höheren Kunst, bis sie sich endlich einigen. Der Raufpreis beträgt 5—10 Stück Vieh, manchmal mehr. Das Vieh wird gebracht, ein Gelage beschließt die Feierlichkeit. Nun hat der Vater die Ochsen, doch der Bräutigam harrt der Braut. Meistens willigt das Mädchen ein. Und wenn nicht, wird es vom liebenden Vater so lange — durchgeprügelt, bis es gerne fort= läuft. Nach der Hochzeit dürfen die Eltern das Haus des Schwiegersohnes nicht betreten, die Frau ist dem Mann und seiner Willfür ausge= liefert. Sie gilt vorläufig nichts, da sie keine Mitgift mitgebracht hat. Nach dem Tode des Gatten fällt die Frau als Erbteil an ihren Schwager, sonst an ihren eigenen Sohn. trifft sie oft ein Los, daß sie gerne der endgül= tigen Erlösung gedenkt.

Vom Tode zu sprechen, ist verboten. Der Schilluk vermeidet, daran zu denken. Fühlt ein Todkranker sein Ende herannahen, so läßt er den Zauberer holen, damit ein Opfer Rettung bringe. Der große Schwindler tötet ein Schaf und wickelt die ausgenommenen Eingeweide

um den Körper des Sterbenden, um die tots bringenden bösen Geister fern zu halten. Bleis ben sie hartnäckig, so macht der Zauberer andere Experimente, die das Ende ebenfalls nicht verszögern. Das Begräbnis geht ohne besondere Zeremonie vor sich. Nach der Einsenkung sindet ein Schafopfer statt. Im Grabe ruht der Tote auf Holzgabeln, denn nach dem Volksglauben mußer vor Berührung mit Erde behütet werden.

## Das Licht in der Nacht.

Skizze von Maria Ulrich.

Auf dem Feldweg, der den herbstroten Buchenwald von den ausgedehnten Ackern mit der jungsprossenden Wintersaat schied, rollte eine schwerbeladene Fuhre mit Kunkeln durch die tiefgeschnittenen Kadfurchen. Der Weg, vom langen Regen feucht, glänzte silbrig in der Sonne. Gemächlich rauchend ging der Bauer neben dem Ochsengespann her. Er ließ die von weißen, starken Brauen verdeckten Augen durch den heitern Spätherbsttag schauen. Etwas Schönes, so ein Tag, der sich so unerwartet aus dichten, grauen Nebeln hob.

Ein Fremder ging an der Fuhre vorüber. Seine lehmverkrufteten Schuhe, seine Kleider und der graue Filzhut legten durch ihre Vernachlässigung stumm Zeugnis ab von langem Wandern auf der Landstraße, von Nachtlagern in Scheunen. Mit gesenkter Stirn, ein Erkennen vermeidend, schlug der Mann eine andere Richtung ein. Der Hofbauer sollte seine El= tern nicht mit der Nachricht erschrecken, der Werner Ringger sei in der Gegend und es scheine ihm nicht am besten zu gehen. Aus seinem, durch viele Demütigungen abgestumpften Em= pfinden flammte heiße Scham empor. Er ver= schwand im Wald und lief in sinnloser Gile die schmale Wegspur im Unterholz dahin. Der Herbstgeruch, der scharf von den faulenden Blättern am Boden aufstieg, erhöhte seine un= glückliche Stimmung.

Wie war er einsam und arm! Da draußen auf der sonnenbeschienenen Gegend lag der milde Herbsttag, dort unter dem Hügel, wo die weißen Mauern der Fabrik leuchteten, besaß er nahestehende Menschen und doch durfte er dieser Wärme und Güte nicht verlangend entzgegentreten. Das Anstandsgefühl, welches er in der Zeit auf der Landstraße beinahe verlozen, regte sich in ihm mit peinvoller Schärfe Daß er so heimkommen mußte! Was hatte ihn bewogen, nach monatelanger Arbeitslosigkeit, verschärft durch den Umstand, daß er als Feinzmechaniker keine andere Arbeit annehmen

wollte, zu den alten, braven Eltern heimzukeh= ren und ihnen sein Elend ins Haus zu tragen? Doch nicht das Heimweh? Er hatte, als es ihm gut ging, das kleine Häuschen mit seiner engen Ürmlichkeit nur zu oft vergessen. Eher noch die Hoffnung, daß sie ihm mit ihren kleinen Ersparnissen aufhelfen würden. Welch ein beschämendes Verlangen von ihm, dem jungen, einst so stolzen Mann! Wäre es nicht besser, er hätte ihnen keine Antwort gegeben, würde als undankbar und lieblos gelten, als ihnen seine Armseligkeit ins Haus zu tragen? Sie konnten ihn doch nicht verstehen. Sie hatten ihr hartes Leben immer nur nach dem uner= bittlichen Gebot der Notwendigkeit gelebt, nie nach dem eigenen Willen.

In diesem wehen Erkennen beschloß Wer= ner Ringger, die Eltern nicht, wie beabsichtigt, in der Fabrik aufzusuchen, wo sie beide als Weber arbeiteten, sondern erst in der Dämme= rung im Häuschen, damit sie sich vor den Leuten nicht schämen müßten. Er trat aus dem Wald, fand eine Bank in der Sonne und streckte sich auf ihr aus. Er war müde, und seine Schuhe wogen schwer. Der Mann spürte durch die geschlossenen Lider die Wärme, die Helle dieses Herbsttages. Irgendwo murmelte ein Bächlein und von einem der Höfe her schrie ein Sahn. In allen diesen Dingen lag Friede. Nur für ihn nicht. In seinem Blut pochte schwere Unruhe, er empfand kein Glück, das Elternhaus zu betreten. Er schämte sich vor den Eltern, die sich mit schwachen Augen in der Fabrik abmühten. Ein Mädchen hatte ihn von den Eltern entfernt, seinetwegen hatte er auch Streit mit dem Meister gehabt, dem es in der Seele leidtat, den tüchtigen Arbeiter aus recht= ichaffenem Hause mit einem leichtfertigen Ding zusammenzusehen. Als es in der Krisenzeit zu Ringgers Entlassung kam, verließ ihn jenes Mädchen und gab ihn innerer und äußerer Not preis.

In tiefer Verlassenheit lag er da, Brust